

Hans Christoph Buch

## HOMO HEIDELBERGENSIS

*Laudatio auf Michael Buselmeier*

Dies wird ein Vortrag, wie ich ihn nicht mag – ohne Hand und Fuß, aber was heißt das schon bei einem Redetext? Das Schwierigste ist der Titel, und der fällt mir immer zu spät ein. So auch hier: Ich schwankte zwischen Heimatforscher und Waldgänger, beides nicht ganz falsch, aber zu brav, anders als *homo heidelbergensis*, ein Stichwort, das ich der Himmelscheibe von Nebra verdanke, die mich ins Museum lockte. Das ist drei Tage her. Ich stand vor einer Vitrine, in der ein Stück Holz zu sehen war, zweieinhalb Meter lang und leicht gewellt, und las kopfschüttelnd, dass diese Bohnenstange vor 250.000 Jahren zur Jagd auf Mammuts diente. Damals, am Ende der Riss-Eiszeit, streifte der *homo heidelbergensis*, ein Vorfahre des Neandertalers, durch die Tundra und erlegte mit einem Holzspieß Wildpferde und Wollnashörner. Schwer zu glauben und noch schwerer vorstellbar. Schwamm drüber!

Ich soll eine Laudatio halten. Das Nächst- und zugleich Fernstliegende, das mir dazu einfällt, ist ein Gedicht aus dem 18. Jahrhundert, und spätestens jetzt weiß Michael Buselmeier als ausgefuchster Literaturkenner, was nun folgt. „Wer wird nicht einen Klopstock loben?“ heißt es bei Lessing: „Doch wird ihn jeder lesen? – Nein. / Wir wollen weniger erhoben / Und fleißiger gelesen sein.“

Die Verse gehen zurück auf ein Epigramm des römischen Poeten Martial an seinen Zunftgenossen Flaccus, das den Sachverhalt noch knapper zusammenfasst: „Ja, dich preisen sie hoch, lesen aber nur mich.“ Daran, fürchte ich, hat sich bis heute nichts geändert: Der Teufel schießt stets auf den größten Haufen - verzeihen Sie das drastische Wort - und Literaturpreise gehen an Autoren, die schon mit Preisen gesättigt sind: Ginge es mit rechten Dingen zu, hätte Buselmeier längst die Anerkennung gefunden, die er verdient als

Lyriker, Erzähler und passionierter Literaturfreund. Aber Heidelberg weiß, was es dem *homo heidelbergensis* verdankt – diese Feierstunde ist der Beweis dafür.

Als Laudator für Michael Buselmeier eigne ich mich nur bedingt, denn ich bin kein Kenner seines Lebens und Werks. Obwohl wir, grob gerechnet, zur selben Generationskohorte gehören, haben sich unsere Wege nur selten gekreuzt. Das lag nicht nur daran, dass Buselmeier Lyrik und ich Prosa schrieb, auch der – fast hätte ich gesagt: Zeitunterschied zwischen Heidelberg und Westberlin spielte eine Rolle. 1968 zum Beispiel – dem Vorsatz, das ominöse Jahr nicht zu nennen, werde ich schon jetzt untreu – war Heidelberg von Berlin durch Welten getrennt, ähnlich wie Bonn und Berlin. Aber keine Angst, ich habe nicht vor, die modische Ostalgie durch Westalgie zu ersetzen – beides liegt mir fern. Von sporadischen Begegnungen her ist mir Michael Buselmeier in Erinnerung als nervöser, manchmal auch nerviger Typ, ein von Furien Gehetzter, der erst zur Ruhe kam, wenn er Literaturinteressierte von einer Dichterstätte zur nächsten führte oder deutsche Mittelgebirge durchstreifte – mit Turnschuhen statt Wanderstiefeln, stelle ich mir vor. Dazu passt das durch Abnutzung verblasste Zitat von Camus, dass Sisyphos ein glücklicher Mensch gewesen sei. Buselmeiers innere Unruhe wurde und wird missverstanden als Arroganz, und so, im Guten wie im Bösen, hat er sich selbst porträtiert: „Es war etwas Schrilles, Hochmütiges um ihn, eine Mischung aus Anmaßung und Furchtsamkeit, und verlangte Beachtung von jedem, Anerkennung; auch eine gewisse Verstörtheit war unübersehbar.“

So hellsichtig charakterisiert der Autor sich selbst in seinem Kindheitsbuch *Ende des Vogel Gesangs*, das *Die Akten des Vogelsangs* heißen könnte nach einem zu Unrecht vergessenen Roman von Wilhelm Raabe, der wie Buselmeier ein Sonderling und noch dazu ein Vogelnarr war – Birdwatcher ist das englische Wort dafür. „Zwischen Velten und Elly entwickelte sich eine zwischen *Küssen und Kratzen* schwankende Beziehung“, sagte Raabe über seinen Roman: „Beide waren ständig in Gefahr, wie im Buschwald des Vogelsangs so auch später, sich im Lebensbaum zu *verklettern*“ –

Sätze, die sich bruchlos auf Michael Buselmeier übertragen lassen. *Akten des Vogelsangs* – ich liebe solch sperrige Titel, die zusammenfügen, was nicht zusammengehört: Kunst und Natur einerseits, Geschichte und Politik andererseits. Ein unaufhebbarer Gegensatz für Romantiker, deren Tradition Buselmeier fortführt, während Goethe sich für Amtspflichten nicht zu schade war.

Das Wort Kollege vermeide ich, weil es allzu oft der Verkleisterung von Widersprüchen dient im Namen falsch verstandener Solidarität. Stattdessen zitiere ich noch einmal aus Buselmeiers Kindheitsbuch, in dem er sich selbstkritisch als Gewaltmensch oder, wie es neuerdings heißt, Gefährder darstellt: „Ein Verbot, welcher Art auch immer, versetzte den Knaben derart in Wut, dass er nur noch herumbrüllte (...) – oh ja, ich sollte es mir eingestehen, dass ich ein Gewalttäter bin, ein geheimer Messerstecher, Knüppelschwinger, Folterer, und zu fast allem fähig, wenn es drauf ankommt.“ *Homo heidelbergensis* meldet sich zurück!

In seinem Theaterroman *Wunsiedel*, der 2011 auf der Shortlist des deutschen Buchpreises stand, geht Buselmeier noch weiter und bezeichnet sich selbst als offenes Messer, bereit, einer untreu gewordenen Geliebten die Kehle durchzuschneiden oder das Haus anzuzünden. Wie jede Übertreibung hat auch diese einen realen Kern, wiewohl die Rolle des Wüterichs besser zu Rolf-Dieter Brinkmann passt, einem seelenverwandten Dichter, der sich bei einer Podiumsdiskussion mit Marcel Reich-Ranicki ein Maschinengewehr wünschte, ohne zu bedenken, dass und wie der streitbare Kritiker das Warschauer Getto überlebt hatte. Als ich im Kölner Karneval durch die Hohestraße lief, taumelte mir Brinkmann in die Arme mit einem verrutschten Fez auf dem Kopf; am Tresen einer Kölsch-Kneipe hatte er so lange gegen den Karneval gestänkert, bis der Wirt ihn vor die Tür setzte.

Ein probates Mittel gegen die Misanthropie, die Buselmeier mit Brinkmann verbindet, ist das Wandern in freier Natur, vorzugsweise im Wald, dessen gesunde Luft Zivilisationskrankheiten heilt und das Unbehagen an der Kultur vertreibt – ein urdeutsches Motiv, das von Goethe und Eichendorff bis zu Peter Handke durch die Literatur

geistert. „Wandern, erklärte Ortwin dem Reporter, halte im Alter jung, öffne die Lungen und die Augen, so dass man bewusster unterwegs sei und die Einzelheiten genauer sehe. Es bereichere jeden, körperlich wie seelisch, und sei insofern auch eine Art ‚Glücksseminar‘ (...) Es habe vor allem ihm selbst stets geholfen bei der Überwindung eigener Schwächen und Schmerzen.“ (*Ende des Vogel Gesangs*)

Das Bekenntnis ist wörtlich zu nehmen. Kaum irgendwo sonst in deutscher Gegenwartsliteratur gibt es so intensive Landschaftsbeschreibungen wie bei Michael Buselmeier, der Neckar- und Saaletal, Odenwald und Fichtelgebirge auf Schusters Rappen durchwanderte und ganz Mitteldeutschland, von Hessen und Baden bis nach Franken und Thüringen, wie seine Westentasche kennt. Von Ornithologie war schon die Rede: *Birds of Germany* könnten seine gesammelten Werke heißen, die der Poet als seltsamer Vogel durchflattert, vom Aussterben bedroht wie die zum Vogel dieses Jahres gekürte Feldlerche. *Mein Bruder mein Tier* heißt Buselmeiers jüngster Gedichtband, aber dass sich hinter dem Ornithologen auch ein Entomologe verbirgt, der es mit einem Meister seines Fachs, dem Insektenforscher Fabre aufnehmen kann, wusste ich nicht, bis ich das folgende, an impressionistische Gemälde erinnernde Stimmungsbild las: „Nun kommt etwas Wind auf, ein Brausen im Laub. Ob ein Gewitter naht, ein kurzes Sommergewitter? Vielleicht die Ameisen befragen oder das Bienenorakel... So streng der Duft des Sommerlieders, so beharrlich die Schmetterlinge, die aus ihm aufsteigen. (...) Mückentänze; die ersten Libellen, doppelt geflügelt verharren sie in der Luft auf der Stelle, mit zuckendem Hinterleib. Wie sich die Hummeln in die Pfingstrosen drängen. (...) Im Baumschatten Glühwürmchen, auch Johanniskäfer genannt, ihr sparsames grünliches Zauberlicht unter den Zweigen.“ (*Wunsiedel*)

Ein Paradiesgarten, aber um das Glück vollkommen zu machen, fehlt noch die Literatur. Joseph Brodsky, der russisch-amerikanische Dichter, gab mir einmal den Rat: Wenn du berühmt werden willst, zitiere nur dich selbst, niemals andere. Buselmeier geht umgekehrt vor: Keins seiner Bücher kommt ohne ein Motto aus, oft sind es mehrere Zitate, die er den Texten voranstellt, und die wiederum sind

gespickt mit Namen berühmter Vorläufer, zu denen er bewundernd aufblickt. Buselmeier ist mehr als nur ein Literaturfan - ein von der Schreibkunst Besessener, der alles, was ihm zustößt und widerfährt, in Literatur verwandelt und erst Ruhe gibt, wenn sein Lebensstoff sich in Lesestoff verwandelt hat. Er identifiziert sich umstandslos mit epochalen Genies wie Dante, was ihn nicht daran hindert, den Hut zu ziehen vor *Poetae minores* wie... An dieser Stelle nenne ich absichtlich keinen Gegenwartsautor, weil die bloße Erwähnung den Abwärtstrend noch verstärkt – einmal ohne Verlag, immer ohne Verlag. Buselmeier weiß, worum es geht, denn auch ihm hat der auf Oberflächenreize fixierte Literaturbetrieb Demütigungen und Enttäuschungen nicht erspart.

Er kam 1938 zur Welt als unehelicher Sohn eines Tennischampions, der bei einer persönlichen Begegnung wegschaute und ihn ignorierte, schmiss die Schule und die Theaterausbildung und reagierte schroff und hochfahrend auf jede echte oder eingebildete Herabsetzung. Das ist nur zu verständlich, denn in der Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit galt uneheliche Geburt als Makel, der mit Persil nicht abwaschbar war. Vielleicht erklärt das, warum Buselmeier sich nicht mit einem Glückskind wie Goethe identifizierte, dem alles gelang, sondern mit Schiller, der seiner prekären Gesundheit Dramen, Gedichte und Essays abtrotzte. Oder mit dem Außenseiter Jean Paul, den er im *Wunsiedel*-Roman so vorstellt: „Ein lern- und lesewütiges Kind mit ungewöhnlichen Kenntnissen, vom Vater selbst privat unterrichtet. Ein magerer, rastloser, besessener, doch auch geselliger, im Gespräch ständig auf und abgehender Jüngling mit wirren Haaren und hellem, leicht schielendem Blick, der nach dem frühen Tod des Vaters völlig mittellos war. (...) Ein Hungerleider im zerrissenen Rock, der weder mittags noch abends etwas Warmes zu essen bekam. (...) Er sprach in Aphorismen, phantasierte auf dem Klavier (...) und schrieb als Autodidakt um sein Leben.“

Irre ich mich in der Annahme, dass das Porträt von Jean Paul ein verkapptes Selbstbildnis des Verfassers ist?

Michael Buselmeier ist ein Heimatdichter im ursprünglichen Sinn, jenseits dumpfer oder aggressiver Wir-Gefühle nach der Devise *mia*

*san mia*, aber auch nicht im utopischen Sinn von Ernst Blochs Heimat, in der noch niemand war: Ein Autor, der, um sich seiner Identität zu vergewissern, stets aufs Neue die Koordinaten seiner Existenz abschreitet, mit kritischem Blick, ohne ideologische Scheuklappen und ohne das bürgerliche Erbe zu verleugnen, das in ihm steckt. Und es ist aufschlussreich, dass das Selbstverständnis als Heimatdichter schon in Buselmeiers erstem, bei Suhrkamp verlegten Prosatext anklingt, der dem Zeitgeist der Studentenrevolte verhaftet war - damals taten Linke sich schwer mit von den Nazis missbrauchten Begriffen wie Heimat und Vaterland. „Willst du etwa n Heimatdichter sein?“ fragt er sich in *Der Untergang von Heidelberg*

das?“

Ich selbst bin das Gegenteil eines Heimatdichters – jedenfalls auf den ersten Blick. Mein Vater stammte aus Haiti, das mir zur Ersatzheimat wurde, und nach Jugendjahren in Frankreich fühlte ich mich in Marseille wohler als in Bonn. Später schrieb ich Reportagen aus und über Haiti und Afrika und war überrascht, dass und wie der schwarze Kontinent sich in Buselmeiers Leben und Werk eingebrannt hat, etwa in dem Prosagedicht *An Nigeria*:

„Ich sah deine Märkte und Busbahnhöfe, Verkaufshöhlen, Slums, rund um die Uhr voller Gekreisch (vier Uhr dreißig früh: die Hähne schreien, der Muezzin schreit), fuhr in rostige Taxis und Kleinbusse gepfercht übers Land, auf Motorrädern, durch Schlaglöcher kratertief, mit Herzflattern, von frommen Gesängen beflügelt. (...)

Ich sah deine schönen Frauen, bunt und prächtig gekleidet, früh alternde Körper, mit Körben voll Yams auf dem Kopf oder Krüppelholz oder Bananen. Junge Männer, untätig, mit Schnittnarben im Gesicht, zu viert auf *einem* Motorrad: ‚Good morning, Sir.‘ Ich weiß schon, ihr Lachen bedeutet nicht, dass sie mich mögen.“

Die Zombies kommen aus Haiti, jedenfalls kommt der Glaube an lebende Tote von dort, und auch ihnen erweist Michael Buselmeier mehr als einmal seine Reverenz, wie die folgende Passage aus dem Roman *Wunsiedel* zeigt: „Ob sie ständig um mich sind, die Toten, ob

sie als *verhülltes Volk* unter uns wandeln; ob zum Beispiel dieser verwachsene, mich scheel von unten anblickende Mensch mit der grünen Gießkanne und den verwischten Gesichtszügen ein Gespenst ist, das mir auflauert ... Irgendwie lockt mich die wachsende Heerschar der Toten an, die um den Erdball fluten.“ Dazu passt der an Todesverfallenheit kaum zu überbietende Vers des Schweizers Conrad Ferdinand Meyer: *Wir Toten, wir Toten sind größere Heere / Als ihr auf der Erde und ihr auf dem Meere.*

Kindheit und Jugend sind Goldminen der Literatur: Hier ist jeder ganz bei sich selbst und erzählt eine Geschichte, die nur glaubhaft erzählen kann, wer sie am eigenen Leib erfuhr, selbst wenn es um medial gespiegelte Ereignisse wie den Fall der Mauer geht: *Wir sind das Volk – wir sind ein Volk – Wahnsinn!* Michael Buselmeier ist sechs Jahre älter als ich, doch gab und gibt es Erlebnisse, die uns verbinden, und dabei denke ich an Bücher und Filme: Von der „Fox tönenden Wochenschau“ über Tom Mix und Hopalong Cassidy, die im Vorprogramm liefen, bis zu Robin Hood und dem Roten Korsar; und weiter über Billy Jenkins und Tom Prox zu Winnetou und Old Shatterhand, Kara Ben Nemsis und Hadschi Halef Omar, dessen langen Namen ich auswendig kann. Aber ich will es bei der Drohung bewenden lassen.

Ich habe Buselmeiers Romane so ausführlich zitiert – und dabei die Lyrik vernachlässigt – um zu zeigen, dass es sich um einen Autor handelt, den zu lesen sich lohnt: Dichter wollen weniger gelobt, aber fleißiger gelesen sein. Zu dem Geburtstag, den wir heute begehen, wünsche ich dem Jubilar jene Gelassenheit, die er sich erst in vorgerücktem Alter attestiert, denn die Zeiten, wo er sich und der Welt etwas beweisen musste, sind vorbei:

„Und es ist mir im Lauf meiner Jahre, je grauer ich wurde, auch immer besser ergangen, zumal die Beweglichkeit des Geistes eher zu- als abnahm. (...) Ich hatte auch kleinere Erfolge, berufliche wie private. (...) Erst das Alter (oder der Abstand von mehr als vierzig Jahren) ermöglicht einen gelassenen Rückblick, sogar eine gewisse Bescheidenheit und Einkehr, Um- und Auswege ... Staunen über mich selbst.“ (*Wunsiedel*)